

Über die Autorin:

Dorit Rabinyan wurde als Tochter einer iranisch-jüdischen Familie in Israel geboren. Ihre beiden Romane »Unsere Hochzeiten« und »Die Mandelbaumgasse« waren internationale Bestseller und wurden mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet. Dieser dritte Roman wurde ebenfalls in Israel ein Bestseller und erscheint in zahlreichen Ländern. Er wurde mit dem wichtigen Bernstein-Preis ausgezeichnet.

DORIT RABINYAN

WIR SEHEN UNS AM MEER

ROMAN

Aus dem Hebräischen
von Helene Seidler

DROEMER 

Die hebräische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Gader Chaija/Borderlife« bei Am Oved, Tel Aviv-Jaffa.

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de*



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2018

Droemer Taschenbuch

© 2014 Am Oved, Tel Aviv-Jaffa

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

© 2018 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH

Coverabbildung: plainpicture/Johannes Caspersen,

plainpicture/Claire Morgan

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30618-5

Für
Hasan Hourani
(1973–2003)

Alle Flüsse

*Alle Flüsse
fließen ins
Meer, das Meer aber
füllt sich nie*

*denn alle
Flüsse kehren
in Flüsse zurück.
Glaubt mir.*

*Das ist das Geheimnis
der Gezeiten.
Das ist die geheime
Lehre der Sehnsucht.*

AVOT YESHURUN

Erster Teil

HERBST

Zweiter Teil

WINTER

Dritter Teil

SOMMER

KAPITEL 1

Jemand war an der Tür. Der Lärm in der Wohnung über-tönte das zurückhaltende Zirpen, und erst als es ungedul-dig, länger und aggressiver wurde, riss es mich aus meinen Gedanken.

Es war ein Samstagnachmittag Mitte November. Mor-gens hatte ich einige Besorgungen gemacht und jetzt saugte ich die Sofas und den Holzfußboden im Wohnzimmer zur voll aufgedrehten Nirvana-CD, während der röhrende Staubsauger sein Übriges tat.

Irgendwie flöste ausgerechnet dieses monotone weiße Rauschen mir Ruhe ein. Für einige Minuten versank ich im Vergessen und verfolgte dabei unbeirrt und gedanken-los mit dem Saugrohr den Staub auf dem Teppich und die im Gewebe festsitzenden Katzenhaare, ausschließlich konzentriert auf die rötlich blauen Farbtöne, die sich im gesträubten Gewebe des Teppichs noch vertieften.

Mit dem ersterbenden Stöhnen des Staubsaugers kam ich wieder zu mir. Im selben Augenblick versiegten die letzten Töne des Songs. Und genau in diesem Einschnitt von zwei, drei Sekunden vor dem Auftakt zum nächsten Stück, noch ganz benommen von der Stille, von der hal-lenden Leere in meinen Ohren, vernahm ich das schrille Läuten der Türklingel. Mir war, als sei ich taub gewesen und könnte nun plötzlich wieder hören, aber ich fand die Sprache nicht gleich wieder. »Eine ... Sekunde ... bitte«, rief ich stockend Richtung Tür, blickte argwöhnisch zur Uhr und korrigierte mich sofort: »Just a minute.«

Es war dreizehn Uhr dreißig, aber das trübe Grau drau-

ßen schien schon das Herannahen des Abends anzukündigen. Durch die dick beschlagenen Scheiben, die aus dem zwölften Stock auf die Ecke 9th Street / University Place blickten, zeichneten sich im Nebel die soliden Gebäude der 5th Avenue ab, und zwischen die rauchenden Heizungs-schornsteine drängte sich ein Streifen des tief hängenden, stählern glänzenden Himmels.

Wieder zerriss das heisere Schrillen die Luft und brach ab, eine oder zwei Sekunden nachdem ich die Musik leise gestellt hatte. »Eine Minute, bitte ...« Im Flurspiegel warf ich einen flüchtigen Blick auf meine Erscheinung, den verrutschten Pferdeschwanz, das staubige T-Shirt, die fleckige Trainingshose, die alten Sportschuhe, und machte mit einem Schwung die Tür auf.

Auf der Schwelle standen zwei Männer in den Vierzigern. Sie trugen Anzüge und dunkle Krawatten. Der rechte mit der schwarzen Aktenmappe unter dem Arm war wohl einen Kopf größer als der linke, der sich vor mir aufbaute wie ein Cowboy, kurz bevor er die Pistole zieht, oder wie einer, der in jeder Faust einen unsichtbaren Koffer schwingt. Sie schienen schon länger vor der Tür gewartet zu haben, denn der Hochgewachsene trommelte noch nervös auf seiner Aktentasche. Das fleischige Gesicht des Cowboys entspannte sich jetzt.

»Guten Tag«, sagte ich verwundert und kaum hörbar.

»Guten Tag, Madam. Entschuldigen Sie die Störung. FBI-Agent Rogers. Das hier ist mein Kollege Agent Nelson«, schnurrte der stämmige Cowboy routiniert herunter. »Dürfen wir eintreten und Ihnen ein paar Fragen stellen?« Er rollte die Worte und dehnte die Endsilben ein wenig, als würde er auf der Zunge kauen. Sein Anzug schien ihm eine Nummer zu klein zu sein. Ich stand da wie festgenagelt.

Mit den Namen und Dienstbezeichnungen konnte ich nichts anfangen, und was sie von mir wollten, hatte ich nicht verstanden, bis der Große mit den grauen ausdruckslosen Augen betont ungeduldig mit einer Hand in die Innentasche seines Jacketts fuhr und etwas hervorzog, was ich bis jetzt nur aus Filmen oder Krimiserien kannte: eine vergoldete FBI-Marke.

Ich muss in meiner Verwirrung gestottert und geblinzelt haben, jedenfalls meinten die beiden angesichts meiner Taubstumm-Reaktion, dass ich Schwierigkeiten mit der englischen Sprache hätte. Der Große ließ seinen Blick über meinen Kopf hinweg kurz durch die Wohnung schweifen. Der augenblicklich in mir aufsteigende Verdacht, sie könnten mich für die Putzfrau oder eine Haushaltshilfe halten, bestätigte sich, als der Schlägertyp mit erhobener Stimme und übertriebener Betonung wiederholte, als spreche er zu einem Kind: »Nur ein paar Fragen, bitte, wir wollen Ihnen nur ein paar Fragen stellen. Dürfen wir eintreten?«

Meine Stimme zitterte vor Verlegenheit und Ärger über die Beleidigung, wodurch mein Akzent stärker hervortrat: »Darf ich vielleicht fragen ...«, ich räusperte mich, »Entschuldigung, Sir, dürfte ich vielleicht erfahren, aus welchem Grund Sie hier sind?«

In den Augen des Cowboys leuchtete Erleichterung auf. »Das werden Sie sofort erfahren, Madam, es wird nur einige Minuten dauern«, erklärte er, jetzt wieder ganz souverän.

In der Küche füllte ich ein Glas mit lauwarmem Wasser und stürzte es in einem Zug hinunter. Kein Grund zur Panik. Mein Visum war gültig. Und dennoch zerterte die Tatsache, dass zwei FBI-Agenten im Wohnzimmer saßen

und mich verhören wollten, ziemlich an meinen Nerven. Ich nahm zwei weitere Gläser aus dem Schrank und überlegte, wen ich anrufen sollte, Andrew oder Joy. Beide waren amerikanische Staatsbürger, alteingesessene New Yorker. Ich entschied mich für Andrew, den ich seit meinem neunzehnten Lebensjahr noch aus Israel kannte. Vielleicht wäre es besser, wenn er herkäme und meine Identität bezeugte. Von der Anstrengung zu formulieren, was ich ihm am Telefon sagen wollte, wurde ich gleich wieder durstig.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, hatten die beiden FBI-Agenten die Stühle, die ich zum Säubern umgekehrt auf den Esstisch gestellt hatte, schon heruntergehoben. Der Große zog den Mantel aus und setzte sich mit dem Rücken zur Küche. Der Cowboy stand neben dem stummen Staubsauger und sah sich im Zimmer um.

»Wohnen Sie hier allein?«

Ein Zucken fuhr durch meine Hand, sodass die Gläser auf dem Tablett klirrten. »Ja, die Wohnung gehört Freunden von mir.« Ich deutete mit dem Kopf auf das Hochzeitsbild von Dudi und Charlene. »Sie sind im Fernen Osten, für länger. Ich hüte die Wohnung und die Katzen.« Franny und Zooey hielten sich wohlweislich versteckt.

Sein Blick blieb an den Wasser- und Futterschälchen unter dem Bücherregal hängen. »Und woher kennen Sie die beiden?« Er schaute noch einmal auf das Foto. »Sind das die Mieter oder die Besitzer der Wohnung?«

»Die Wohnung gehört ihnen«, sagte ich und stand immer noch wie angewachsen in der Küchentür. »Dudi kenne ich seit Langem aus Israel, wir sind zusammen zur Schule gegangen, seine Frau ist Amerikanerin ...«

Der Cowboy brummte etwas und ließ seine Blicke schweifen. »Sie sind Israelin?«

»Ja, Sir.«

Er wanderte zu den Fenstern hinüber. Ich sah ihm kurz nach, dann nutzte ich die Gelegenheit, um mich dem Tisch zu nähern.

»Und wie lange wohnen Sie schon hier?«

»Etwa zwei Monate«, endlich konnte ich mich vom Tablett befreien, »meine Freunde werden irgendwann im Frühling zurückkehren.« Mir fiel ein, dass mir die Zigaretten ausgegangen waren. »Aber ich habe noch einen anderen Freund, der von hier ist«, meine Augen suchten das drahtlose Telefon, »den können Sie fragen ...«

»Was soll ich ihn fragen?«

»Keine Ahnung«, brachte ich verunsichert hervor, »etwas über mich vielleicht ...«

Er wandte sich zum Fenster: »Das ist im Augenblick nicht nötig.«

»Vielen Dank«, der Große überraschte mich mit seiner sonoren Radiosprecherstimme.

»Wie bitte?«

»Vielen Dank für das Wasser«, er lächelte mich über die Flasche hinweg an. Seine Zähne waren perfekt angeordnet und strahlten wie in der Zahnweiß-Werbung. Ich nickte nervös und reichte ihm meinen Pass, aufgeschlagen auf der Seite mit dem Visumseintrag. Obwohl ich wusste, dass das Visum noch fünf Monate gültig war, hatte ich das Datum in der Küche sicherheitshalber noch einmal kurz überprüft.

Er drehte den Pass in der Hand um, musterte den dunkelblauen Einband, um dann wieder zur Seite mit dem Visum zurückzukehren. »Sie sind also israelische Staatsbürgerin, Miss Ben-i-mi ...«

»Benjamini«, half ich rasch mit der richtigen Aussprache nach, als ob das etwas ändern würde, »ich heiÙe Liat Benjamini.« Seine wachen grauen Augen, in denen ich den transparenten Umriss von Kontaktlinsen ausmachte, wanderten zwischen meinem angespannten Gesicht und dem lächelnden Konterfei auf dem Passfoto hin und her.

Er deutete auf den nächsten Stuhl: »Setzen Sie sich doch bitte!«

»Ja«, murmelte ich und zog gehorsam den Stuhl zurück, der dabei quietschend über den Boden schrammte, »ich bin Israelin.«

Das Verhör dauerte wirklich nicht länger als eine Viertelstunde. Die meisten Fragen stellte der Cowboy. Sein hochgewachsener Kollege zog einen Block mit Formularen aus seiner Aktentasche, die alle das FBI-Logo in blassem Grün aufwiesen, und setzte in blauer Schrift das Datum in die linke obere Ecke. Meinen Namen kopierte er in weit auseinanderstehenden Großbuchstaben vom Pass, danach, wesentlich kleiner und dünner, mein Geburtsdatum. Seine Handschrift war angenehm klar und genauso beeindruckend wie die Stimme, die mich jetzt bat, ihm noch einmal meine Adresse und Telefonnummer zu nennen und die Namen der Wohnungseigentümer. Er fügte noch einige mir unverständliche Großbuchstaben und Abkürzungen hinzu und zeichnete ein x und noch ein x in zwei leere Kästchen am Ende einer Reihe. Dann blätterte er weiter und schaute mich plötzlich prüfend an. Ich fuhr zurück und senkte den Blick. Er notierte zweimal »black«, offenbar ging es um meine Haar- und Augenfarbe. Meinen Teint definierte er als »dunkelolive«.

Jetzt kam der Cowboy zu uns, nahm meinen Pass und öffnete ihn vom Ende her, von links nach rechts. Etwas

verwirrt blätterte er von einer Seite zur anderen, besann sich kurz und drehte ihn herum, sodass er ihn richtig in der Hand hielt.

»Ich sehe, dass Sie 1973 in Israel geboren sind«, stellte er fest, »dann sind Sie jetzt also ...«

»Neunundzwanzig«, ergänzte ich.

»Verheiratet?«

»Nein.« Sogleich gruben meine Fingernägel sich nervös in meine Handflächen.

»Kinder?«

»Nein.« Ich schob die zu Fäusten geballten Hände unter meine Oberschenkel.

»Wo wohnen Sie?«

»In Israel?«

»Ja, Madam, in Israel.«

»Aha. In Tel Aviv.«

»Haben Sie einen Beruf?«

Ich zog meine Hände hervor und nahm einen Schluck Wasser. »Ich mache meinen Master an der Tel Aviver Universität.«

»In welchem Fach?«

Mir fiel ein, dass er mich anfangs für die Haushaltshilfe gehalten hatte. »Ich habe den Bachelor-Abschluss in Anglistik und Philologie. Ich übersetze Forschungsarbeiten.«

»Oh, Philologie. Sie übersetzen Forschungsarbeiten ...«, verwundert wiederholte er meine Worte. »Das erklärt Ihr ausgezeichnetes Englisch.«

»Danke. Ich bin hier mit einem Fulbright-Stipendium«, erklärte ich sachlich kühl. »Die haben mir auch das Visum besorgt.«

Er blickte noch einmal in den Pass. »Für fast ein halbes Jahr. Wie ich sehe, läuft Ihr Visum erst im Mai 2003 aus.«

»Ja«, ich unterdrückte das Zappeln meines Fußes unter dem Tisch und sehnte mich nach einer Zigarette, »bis zum zwanzigsten Mai.«

»Sehr interessant. Sie übersetzen also vom Englischen ins Hebräische?«

Ich nickte verhalten. Ich bedauerte schon, das überhaupt erwähnt zu haben. Hätte ich nicht einfach nur sagen können, ich sei eine Studentin aus Israel, und es dabei bewenden lassen? Doch offensichtlich hatte ich das Bedürfnis verspürt, mich etwas hervorzutun und mein Ansehen zu retten. Seine Miene blieb ungerührt. Mit rosigen Fingernägeln klopfte er leicht auf die Glasplatte. »Ich nehme an, dass Hebräisch Ihre Muttersprache ist.«

»Ja. Ach ... eigentlich nicht, nein ... meine Eltern stammen ursprünglich aus dem Iran, aber meine Schwester und ich sind mit Hebräisch aufgewachsen«, fügte ich unbehaglich hinzu.

Das Klopfen hörte auf, stattdessen begann er leise zu summen. »Einwanderer aus dem Iran?«

»Meine Eltern sind Juden aus Teheran, sie sind Mitte der 1960er nach Israel gekommen.«

Er vergewisserte sich, dass sein Kollege diese Dinge mitgeschrieben, und wandte sich dann wieder an mich: »Dann sind also Ihre beiden Eltern Juden.«

Wieder nickte ich. Für den Großen, der den Kopf hob und mich fragend ansah, wiederholte ich laut und deutlich: »Richtig.«

»Das ist in der Tat interessant«, meinte der Cowboy und runzelte die Stirn, »haben Sie im Iran noch Verwandte?«

»Nein«, sagte ich. Die Wendung, die das Gespräch nahm, verlieh mir Sicherheit. »Sie sind alle nach Israel ausgewandert und jetzt israelische Staatsbürger.«

»Sind Sie selbst in den letzten Jahren im Iran gewesen?«

»Niemals.«

Er bohrte weiter: »Wollten Sie sich das Land nicht einmal ansehen? Sagen wir, auf der Suche nach den Wurzeln?«

»Mit dem da« – ich deutete auf meinen Pass in seiner Hand – »empfiehlt es sich nicht, in den Iran zu fahren. Hineinlassen würde man mich vielleicht, aber ob ich wieder herauskäme ...?«

Die Antwort schien ihm zu gefallen. Mit einem winzigen Lächeln schlug er den Pass dort auf, wo sein Zeigefinger steckte. »Sie geben also an, nie im Iran«, er betrachtete die gestempelten Seiten, »gewesen zu sein.«

»Richtig.«

»Ich sehe hier allerdings, dass Sie in den letzten Jahren auffällig oft in Ägypten waren.«

»Ja, früher fuhren wir gern in den Sinai. Aber das ist in letzter Zeit ein bisschen zu gefährlich geworden. Das heißt, gefährlich für Israelis ...«

Er hatte meinen Pass bis zum Ende durchgeblättert. Als ich sah, was er aus der Plastikhülle fischte, schloss ich die Augen, denn ich wusste, was jetzt kommen würde.

»Was, bitte, ist das?«

Es war eine Ausreiseerlaubnis der israelischen Armee, die ich schon längst nicht mehr brauchte, denn ich war ja seit Jahren keine Soldatin mehr. »Das ist eine Bescheinigung der IDF, der Israeli Defense Forces, die besagt, dass ich jederzeit aus meinem Land ausreisen kann.«

Bevor er mich mit weiteren Fragen bombardieren konnte, erklärte ich ihm: »In Israel sind auch die Frauen wehrdienstpflichtig. Wir dienen zwei Jahre, und die Männer drei.« Ich beließ es nicht dabei, sondern fügte noch hinzu,

was er mich wahrscheinlich als Nächstes fragen würde:
»Ich war in einer Einheit, die sich um die Sozialhilfe der Soldaten kümmerte. Ich wurde 1990 eingezogen und 1992 entlassen.«

Der unerwartete Wortschwall und insbesondere das Bemühen, meine Stimme völlig ruhig klingen zu lassen und ihr sogar eine gewisse Leichtigkeit zu verleihen, als fände ich die ganze Begebenheit zunehmend amüsant, raubten mir die letzte Kraft.

»Und nun sagen Sie mir bitte«, bat er in einem leichten, fast freundschaftlichen Tonfall, »wie Sie Ihre Übersetzungen anfertigen«, er schloss den Pass und reichte ihn mir zurück, »mit einem Stift auf Papier oder auf einem Rechner?«

Diese Frage hatte ich nun wirklich nicht erwartet. »Auf einem Rechner.«

»Einem Laptop?«

Unglaublich, dass sich das immer noch hinzog. »Ja, ich ...«

Er faltete die Hände und legte sie vor sich auf den Tisch.

»Hier, zu Hause?«

»Hier oder in der Unibibliothek ...«

»Und im Café? Arbeiten Sie manchmal mit dem Laptop in einem Café?«

»Das kommt vor.«

»Haben Sie ein Stammcafé?«

»Ein Stammcafé?«, fragte ich zögernd. Ich wusste nicht, worauf er hinauswollte. »Ich verstehe die Frage nicht.«

»Madam, waren Sie kürzlich in einem Café, das nicht weit von hier entfernt liegt, an der Ecke 9th Street/6th Avenue?« Sein Kollege reichte ihm einen Stift, und er unterschrieb das Formular. »Im Café Aquarium?«

»Im Aquarium, ja ...«

»Waren Sie vielleicht in der letzten Woche dort? Am Dienstagabend?«

»Dienstagabend, das kann gut sein.«

Resigniert schloss er die Augen: »Besten Dank, Madam.«

KAPITEL 2

In der Tat fand ich mich noch am selben Tag im Café Aquarium ein, kaum eine Stunde nachdem die FBI-Agenten gegangen waren. Vor einigen Tagen hatte ich mit Andrew ausgemacht, dass wir uns am Samstagnachmittag dort treffen würden. Es war zwanzig nach drei gewesen, als die beiden sich endlich verabschiedet hatten, doch nachdem ich mich geduscht, angezogen und bei Andrew angerufen hatte, um ihn zu fragen, ob wir uns woanders treffen könnten, nur nicht im Aquarium, ging der Anrufbeantworter an.

»Wir sind gerade nicht zu Hause«, deklamierte der dreistimmige Familienchor fröhlich. Andrew und Sandra hatten sich im vergangenen Jahr getrennt, doch er hatte noch nicht den Mut aufgebracht, das Band zu löschen. Das schallende Lachen seiner kleinen Tochter Josie wurde von einem langen Piepton unterbrochen.

»Ich bin's«, rief ich meinem Spiegelbild im Flur zu und schlängelte mich in meinen Mantel, »bist du schon unterwegs, Andrew?«

Ich wartete noch ein bisschen auf eine Antwort. Der Staubsauger, der Schrubber, der Eimer mit den Putztüchern – das alles stand dort herum, wo ich es vor dem Besuch der Polizisten abgestellt hatte.

»Gut, macht nichts ...«

Das Café Aquarium liegt neben der öffentlichen Bibliothek in der 6th Avenue und blickt auf die Ecke der 10th Street West. Ich näherte mich der Glastür und schlüpfte hinein. Die Glocke, die plötzlich erklang, bimmelte noch einmal, als die Tür sich hinter mir schloss. Draußen wehte

ein beißend kalter Wind. Welch ein spürbarer Unterschied zwischen der stürmischen Straße und der geheizten Luft im Café, der heimeligen, fast tropischen Wärme! Ich sog das Duftgemisch von Kaffee und Hefegebäck ein, und an meine gefrorenen Ohren drangen träge Piano- und Kontrabassklänge, unterbrochen vom kochenden Zischen der Espressomaschine. Der Tisch neben dem Fenster war frei. Ich zog den Mantel aus und bestellte bei der herbeieilenden Kellnerin einen Cappuccino.

In meinen Gedanken begleiteten mich die beiden Agenten wie zwei Leibwächter und nahmen auf den freien Stühlen Platz. Ich setzte eine möglichst gleichgültige Miene auf und ließ kühle, zögernde Blicke zu den anderen Gästen wandern. Fünf saßen an dunklen Holztischen, in Gespräche versunken oder in Zeitschriften blätternd. Zwei Männer lehnten am Tresen. Eine junge Mutter hatte sich mit ihrem Baby in eine Ecke zurückgezogen. Niemand schickte mir misstrauische oder schiefe Blicke, und einer der Leute am Tresen, der seine Augen kurz von der *Metro-Times* hob, wandte sich mit gleichgültiger Miene unverzüglich wieder seiner Zeitung zu.

Es sah nicht so aus, als würde meine nahöstliche Erscheinung heute irgendjemandem die Ruhe rauben. Von den Agenten hatte ich erfahren, dass ein besonders vorbildlicher Bürger mich hier am Dienstagabend beobachtet und die Polizei angerufen hatte, um zu melden, dass eine junge Frau nahöstlichen Aussehens im Café Aquarium einer verdächtigen Tätigkeit nachgehe. Er wollte gesehen haben, dass ich E-Mails in arabischer Sprache schriebe. Mir war klar, dass er sich getäuscht hatte, denn auch Hebräisch schreibt man wie Arabisch von rechts nach links, aber ich begriff nicht, was an meinem Aussehen und Verhalten ihn

glauben ließ, er habe eine al-Qaida-Aktivistin auf frischer Tat ertappt. Die Agenten hatten sich für die Vergeudung meiner Zeit entschuldigt und zur Begründung angeführt, dass seit den Anschlägen vom 11. September die Luft knisternde und in der Stadt eine sehr angespannte Atmosphäre herrsche. Angst und Verwirrung gingen um, und sie seien verpflichtet, jeden Hinweis zu prüfen. Als ich sie zur Tür begleitete, fiel mir plötzlich ein zu fragen: »Aber woher kannten Sie meine Adresse? Woher wusste der Mann, wo ich wohne?« Sie äußerten die Vermutung, dass er mir bis zur Wohnungstür gefolgt sei und sich die Adresse gemerkt habe.

Die Kellnerin brachte mir den Cappuccino mit einem kleinen Butterkeks. Die Uhr an ihrem Handgelenk zeigte zehn Minuten nach vier. Die Glocke bimmelte wieder. Eine Frau kam herein, und hinter ihr noch eine. Jemand ging hinaus. Hinter der Scheibe kroch eine Kolonne gelber Taxis vorbei. Über ihnen erhob sich an der Ecke der 10th Street West das achteckige gotische Gebäude der öffentlichen Bibliothek mit den vom Dach aufragenden Türmen. Am höchsten Turm zeigte eine große Uhr mit römischen Ziffern die Zeit an: sechzehn Uhr zehn.

»Verzeihung?«

Vor meinem Tisch stand, wie aus dem Nichts hereingeschneit, ein junger Mann. »Liat? Bist du vielleicht Liat?«

Ich nickte erwartungsvoll. Ein verrückter Gedanke schoss mir durch den Kopf: War der Bursche mit dem Lockenkopf vielleicht auch vom FBI, ein Geheimagent, der mich in eine Falle locken sollte? Noch bevor ich aufstand, reckte ich den Hals und glättete mein Haar.

»Ach, wie gut, dass ich dich gefunden habe.« Die Erleichterung stand ihm im Gesicht geschrieben. »Ich bin

ein Freund von Andrew. Er entschuldigt sich vielmals, aber er kann leider nicht kommen. Das soll ich dir ausrichten ...«

Wie ihn aus dem Heute heraus beschreiben, wo anfangen? Wie den ersten Eindruck jener weit zurückliegenden Augenblicke wieder herausfiltern? Wie das vollendete, aus vielen Farbschichten bestehende Porträt zurückführen auf die flüchtige blasse Bleistiftskizze, die mein Auge einfing, als es zum ersten Mal auf ihm ruhte? Wie jetzt mit ein paar Strichen das ganze Bild mit all seinen Flächen und Furchen malen? Ist denn ein klarer Blick zurück überhaupt möglich, wenn die Finger der Sehnsucht immer wieder an die Erinnerung rühren und unentwegt ihre Abdrücke hinterlassen?

»Ist mit Andrew alles okay?«

»Ja, es ist alles in Ordnung. Es war nur ein Missverständnis zwischen ihm und seiner Frau. Er musste plötzlich los und seine Tochter abholen ...«

Seine Stimme klang heiser und sensibel. Er sprach ein gutes Englisch, geschmeidig und selbstbewusst, mit eindeutig arabischem Akzent.

»Ich bin Chilmi.« Das »ch« kam tief aus dem Rachen und wirkte in dieser Umgebung exotisch. Er reichte mir die Hand. Sein Händedruck war ruhig und sicher, und er hatte es nicht eilig, meine Hand freizugeben. »Chilmi Nasser.«

»Ach, dann bist du Chilmi«, jetzt verstand ich alles, »du gibst Andrew Arabischunterricht.«

Meine Hand spürte noch die verwirrende Berührung der seinen, kalt und trocken war sie gewesen, doch der Druck der Finger vertrauenswürdig und warm. Was hatte Andrew mir über ihn erzählt? »Ein netter, begabter Typ, den musst du unbedingt mal kennenlernen.« Der Satz fiel mir wieder

ein, und ich meinte gehört zu haben, Chilmi sei Schauspielerschüler.

»Wir hatten die Stunde gerade abgeschlossen, als Andrews Frau anrief ...«, er deutete lässig hinaus auf die Avenue. Mein Blick folgte seiner Geste, die etwas Langsames, Schwebendes hatte. »Ja, stimmt, Andrew hat mir gesagt, dass du heute zu ihm kommst.«

Die Trennung von Sandra, die große Leere, die jetzt besonders an den Wochenenden gähnte, hatte in Andrew die Sehnsucht an seine Zeit in Israel geweckt, in der er im Agami-Viertel in Jaffa in einer Dachwohnung gelebt hatte. Als Fotograf für die Nachrichtenagentur Reuters war er zwischen beiden Seiten des vorläufigen Grenzverlaufs, zwischen den Sprachen Arabisch und Hebräisch hin und her gesprungen.

Ich überlegte, was ich noch sagen könnte. Er lächelte, und unter den Bartstoppeln lugte ein Grübchen hervor: »Andrew ist ein prima Kerl, wirklich in Ordnung.« Seine Lippen entblößten den rosigen Bogen des Oberkiefers, einer seiner Vorderzähne war etwas gelblich verfärbt.

»Du bist«, ich zögerte ein wenig, bevor ich verlegen fortfuhr, »du bist aus Ramallah, nicht wahr?«

Er nickte kaum merklich: »Hebron, Ramallah ...«

»Dann kommen wir aus derselben Gegend, ich bin aus Tel Aviv ...« Es muss sich so angehört haben, als bekäme ich das kaum über die Lippen, denn Chilmi beugte sich über den Tisch zu mir und flüsterte, als sei es ein großes Geheimnis: »D a s w e i ß i c h d o c h !«

Wo also beginnen? Wie das Antlitz eines Menschen unter so vielen Gesichtern auffinden und mit einigen abgenutzten Eigenschaftswörtern bezeichnen? Wie seine Züge so

geheimnisvoll darstellen, wie sie mir damals bei unserer ersten Begegnung erschienen? Wie unter unzähligen braunen Augen die seinen suchen, die sanft, klug und offenherzig blickten, in jener Situation aber auch verwundert und ein wenig verwirrt? Wie seine Lippen nachzeichnen, die Nase, die Augenbrauen, das Kinn? Sie noch einmal prüfend betrachten, möglichst gefühllos, mit den Augen eines der Gäste am Nebentisch oder der Kellnerin, die sich jetzt näherte.

»Möchten Sie etwas bestellen?«, fragte sie ihn, der immer noch vor mir stand.

Er schaute auf den Stuhl: »Darf ich?« Seine lange Mähne wogte, ein Meer pechschwarzer Locken, die Augen waren zimtbraun, die Wimpern so lang und dicht, dass ich für einen Moment meinte, er habe seine Augen mit einem schwarzen Stift geschminkt. Er mochte etwa einen Meter siebzig groß sein, trug braue Cordhosen, einen grauen Pull-over, darüber eine abgeschabte Wildlederjacke. Als wir uns die Hände reichten, hatte ich bereits bemerkt, wie groß und wohlgeformt die seinen waren und wie viel Zärtlichkeit sie ausstrahlten. Er bestellte einen Espresso und ein Glas Wasser, und als ihm die Getränke gebracht wurden, leerte er das Wasser in einem Zug, wobei ich verstohlen die Härchen auf seinen Handgelenken musterte. Dann schob er die Ärmel des Pullovers hoch und entblößte behaarte Unterarme und die Adern, die sich auf den Handrücken abzeichneten.

Er dankte der Kellnerin, die ihm unaufgefordert noch ein Glas Wasser brachte, und prostete mir lächelnd zu: »Cheers ...« Seine Nase war groß und gewölbt, die feinen Nüstern schnupperten begehrllich am Espresso, der Adamsapfel hob und senkte sich. Weiße Flöckchen, Zei-

chen des Durstes, blieben, auch nachdem er das zweite Glas geleert und geräuschvoll abgestellt hatte, in den Mundwinkeln kleben. Seine Lippen hatten sich gerötet. »Wow, wie ich das gebraucht habe!«

Chilmi war übrigens Maler, kein Schauspieler. Zwei Jahre jünger als ich, siebenundzwanzig. Er hatte sein erstes Examen an der Akademie der Schönen Künste in Bagdad gemacht. Nach New York war er neunzehnhundertneunundneunzig gekommen, seit vier Jahren besaß er ein Künstlervisum. Er wohnte in einem Studio in Brooklyn, in der Bay Ridge Avenue, das er sich mit einer Mitbewohnerin namens Jenny teilte, einer Halblibanesin, die Architektur studierte. Die Studiowohnung gehörte Jennys Mutter.

»Aber Jenny lebt schon seit August bei ihrem Verlobten in Paris«, er saugte kurz beide Lippen ein, eine Bewegung, die er ab und zu wiederholte, eine Lippe auf die andere gepresst, wie um das Ende eines Satzes zu bezeichnen, »und das Zimmer steht immer noch leer.«

Ich weiß nicht, was an seinen Worten mir das Verhör in Erinnerung rief. »Du glaubst nicht, was mir heute passiert ist«, fing ich plötzlich aufgeregt zu erzählen an, »gerade eben, bevor ich hierherkam«, ich presste die Lippen zusammen und leckte an ihnen, genau, wie er es vorher getan hatte. Mein Mund hatte sich dieses Lippensaugen von seinem Mund abgeguckt. Während ich ihm vom Cowboy und seinem Kollegen erzählte, die völlig unvermutet an der Tür geklingelt und mich beim Staubsaugen überrascht hatten, empfand ich wieder die gleiche verwunderte Erregung und konnte kaum glauben, dass sich das vor zwei Stunden wirklich zugetragen hatte. Jetzt hörte die Geschichte sich allerdings lächerlich und wie erfunden an, fast schon ein Witz.

»Ist dir das vorher nie passiert?«
»Dass mir jemand gefolgt ist?«
»Nein, dass man dich für eine Araberin gehalten hat«, er lächelte, »denn es stimmt, du siehst aus wie ...«
»Wie was? Wie ein Schläfer?«
Sein Lächeln war absolut bezaubernd: »Genau.«
»Als ich in Asien herumgereist bin, hat man mich für eine Inderin gehalten, oder für eine Pakistani ...«
»So ähnlich geht es mir auch oft ...«
»Und hier denken die Leute die ganze Zeit, dass ich Griechin bin, Mexikanerin ...«
»Was hat man zu mir nicht schon alles gesagt? Brasilianer. Kubaner. Spanier. In der Metro hat mich jemand sogar für einen Israeli gehalten und mich etwas auf Hebräisch gefragt. Sorry, Sir, hab ich zu ihm ...« Chilmi schien plötzlich abgelenkt, »ich spreche nicht Hebrä...«, er begann in seiner linken Jackentasche zu wühlen, »Sekunde, bitte«, dann in seiner rechten, in der Kleingeld klimperte. »Ich muss mal kurz nachsehen ...«

Er bückte sich und hob seinen offen stehenden Rucksack, ein orangefarbenes, abgegriffenes Stück, auf den Tisch. Hastig zog er einen langen Wollschal hervor, einen braunen Handschuh, ein dickes Ringbuch, eine zerdrückte Tüte aus der Apotheke, eine Jeansfedertasche mit Reißverschluss, eine Karte der Metrolinien, eine zerdrückte Schachtel Lucky Strike, noch einen Handschuh. Ich fing eine silberne CD ein, die aus den Sachen herausgefallen war und über den Tisch rutschte. »Was suchst du denn?«

»Nicht so wichtig«, murmelte er, »nur Geld, aber wo hab ich die Scheine gelassen?« Er öffnete das Ringbuch mit dem Daumen und blätterte zurück. Von Bleistiftzeichnungen bedeckte Seiten öffneten sich mir kurz, runde Formen,

geschwungene Wimpern, leichte Wellen, Locken, Schneckenhäuser, dazwischen viele Zeilen verschlungener arabischer Schrift. Wieder verschwand sein Arm bis zum Ellenbogen im Rucksack und rumorte weiter, plötzlich fuhr die Hand heraus und klopfte sich an die Brust, um sich dann unter den Pullover zu wühlen und aus der Hemdtasche ein Bündel Scheine zu ziehen: Fünfdollarnoten, Zwanzigdollarnoten und ein grünlich grauer Hunderter.

Fast hätte ich ihn gebeten, mir sein Heft mit den Zeichnungen näher ansehen zu dürfen, aber er hatte schon alles in den Rucksack zurückgestopft, sammelte Metrokarten und Zettel vom Tisch und sagte, er müsse los. Die Zeiger der römischen Turmuhr standen auf fünf nach fünf. Chilmi erklärte, er müsse es noch bis zum Großhandelsladen schaffen, in dem er seine Farben kaufte. »Die schließen um sechs, und ich habe kein Blau mehr.« Er legte einen Zwanzigdollarschein auf den Tisch und rief die Kellnerin.

»Ausgerechnet Blau ist dir ausgegangen?«

Er sagte, die blauen und grünen Farbtöne gingen ihm immer als Erste aus, weil er sehr viel Wasser male. »Das kannst du in meinem Studio sehen«, fügte er hinzu, als ich meinen Blick von der herankommenden Kellnerin wieder ihm zuwandte, »viel Himmel und viel Meer.«

»Warum nicht?«

Ich drehte mich zur Rückenlehne um und krauste die Stirn, als wäre mir etwas anderes eingefallen, das mich gerade jetzt in Anspruch nähme. »Vielleicht irgendwann einmal mit Andrew ...«

Chilmi blieb sitzen und sah mir zu, wie ich aufstand und mich in den Mantel schlängelte. »Warum irgendwann einmal? Warum nicht gleich?«